



»Ich habe gespürt, dass Alina da war«

Alina und Andrij aus Kiew heiraten im September 2019. Als der Krieg beginnt, meldet Andrij sich freiwillig zum Kampf – und verliert sein Augenlicht und beide Arme. Wie bleibt man ein Paar, wenn der eine zum Pflegefall wird?

Von Alexandra Rojkov, DER SPIEGEL, 24.09.2023

Andrij Smolenskyj: »Es ist dunkel. Ich will meine Augen öffnen, aber nichts ändert sich, ich sehe weiter nur Schwarz. Ich checke nicht, was los ist. Ist das ein Traum? Dann wird mir klar: Ich bin in einer Klinik. Ich kann nicht sehen.«

Ein Militärkrankenhaus in Kiew, es ist Ende Juli. Im Erdgeschoss, in Zimmer Nummer sechs, liegt Andrij. Seit mehr als einem Monat ist er hier. Entlassungsdatum: ungewiss.

Andrij war Soldat in der ukrainischen Armee und verlor bei einem russischen Angriff beide Arme und sein Augenlicht. Er ist einer von mehr als 100.000 Ukrainern, die einer Schätzung zufolge seit dem 24. Februar 2022 verletzt wurden.

Wer Andrij in seinem Krankenzimmer zuhört, erlebt den ganzen Schrecken des Krieges. Andrij erzählt davon in leisen, rauen Worten, begleitet von einem Pfeifen: Luft, die aus seinem Hals entweicht, dort, wo die Ärzte einen Schnitt setzen mussten, um ihn zu retten. Andrijs Arme sind nur noch Stümpfe, statt Augen hat er Schlitze, aus denen einzelne Wimpern ragen.

Doch Andrijs Geschichte handelt nicht nur von Schmerzen und Grausamkeit, sondern auch von Stärke und Hoffnung. Davon, dass Bomben einen Körper zerstören können, aber nicht die Liebe zwischen zwei Menschen. So wie im Fall von Alina und Andrij.

Andrij: »Ich habe Alina vor fünf Jahren getroffen. Ich weiß sogar noch den Tag: Es war der 8. Juni 2018. Ein Freund hatte Geburtstag, wir sind um die Häuser gezogen. Irgendwann war mein Kumpel müde und wollte nach Hause. Aber ich war so gut drauf! Es war ein bezaubernder Abend: warm, lange hell. Kiew war magisch. Wir gingen noch in eine Bar, eine Freundin kam dazu. Sie hatte jemanden dabei: Alina.«

Alina Smolenska: »Ich erinnere mich, dass er charmant war. Und klug. Es war nach Mitternacht, alle waren betrunken – aber Andrij wollte mit mir über Philosophie reden. Er hatte kurz zuvor Aristoteles gelesen, und ihn beschäftigte die Frage nach dem Sinn des Lebens. Das fand ich beeindruckend.«

Andrij: »Ich habe Alina damals mit irgendeinem Blödsinn zugemüllt. Stellen Sie sich vor, Sie trinken einen Cocktail – und dann kommt so ein Kerl und will mit Ihnen über Aristoteles und Wittgenstein sprechen. Alina dachte bestimmt: was zum Teufel ...? Aber so bin ich eben.«

Alina: »Als die Bar schloss, sind wir spazieren gegangen. Wir haben über unsere früheren Beziehungen gesprochen, über die Arbeit. Andrij war bei einer Unternehmensberatung, er



überprüfte dort die Finanzen. Ich fand, dass ein Job besser zu ihm passt, der mit Menschen zu tun hat. Seine Offenheit fiel mir sofort auf, seine Fähigkeit, andere für sich einzunehmen. Mir war an dem Abend kalt, also hat er mir seine Jacke mitgegeben. Klar, das war ein Manöver, um mich wiederzusehen. Aber es war mir recht.«

Andrij: »Drei Monate später habe ich ihr einen Heiratsantrag gemacht.«

Im September 2019 geben sich Alina und Andrij das Jawort. Sie sind damals beide 23 Jahre alt.

Andrij: »Wir haben in der Wladimirkathedrale in Kiew geheiratet, eine der schönsten Kirchen der Ukraine. Die Zeremonie war bewegend. Es gab den Moment, als der Priester fragte: Bist du bereit, Verantwortung für diesen Menschen zu übernehmen? Nicht mehr nur »ich« zu denken, sondern »wir«? Das wollte ich. Ich wollte, dass wir nicht mehr Alina und Andrij sind, sondern eine Familie.«

Alina: »Wir hatten eine Einzimmerwohnung gemietet, im selben Haus, in dem Andrij geboren ist. Er ist in Kiew aufgewachsen, ich dagegen komme aus einem Dorf in der Nähe von Mykolajiw. Meine Mutter ist Verkäuferin in einem Supermarkt, mein Vater Landwirt. Es war ihnen wichtig, dass ich gute Noten schreibe, damit ich in die Großstadt ziehen und studieren kann. Ich wollte Möglichkeiten haben, raus in die Welt. Mit Andrij wurde das Wirklichkeit.«

Andrij: »Ich hatte diese unbändige Energie. Einmal waren wir auf einer Silvesterparty: Alle saßen um einen Tisch und waren besoffen. Ich trinke nicht, ich habe mich gelangweilt. Alles schien auf einmal so eng. Da habe ich zu Alina gesagt: Lass uns morgen in die Karpaten fahren! Wir haben dann den ersten freien Zug genommen, und sind auf die Howerla gestiegen, den höchsten Berg der Ukraine.«

Alina: »Es war mitten im Winter! Der Schnee lag so hoch, dass man von den Tannen nur noch die Wipfel sah. Ich bin früher nie auf Berge geklettert, das begann erst mit Andrij. Es war eisig, ein Schneesturm hatte sich angekündigt. Aber wenn Andrij bei mir ist, habe ich vor nichts Angst.«

Andrij: »Der Aufstieg war super, doch der Abstieg langweilte mich. Ich bin den Berg runtergerannt. Es fühlte sich an, als würde ich fliegen.«

Im Winter vor Kriegsbeginn leben Alina und Andrij in Kiew. Andrij ist ins Consulting gewechselt und berät jetzt Firmen bei ihren Projekten. Nebenbei spielt er in einer Band Gitarre und singt. Alina arbeitet in einem Start-up und hilft ukrainischen Firmen, Kunden auf Amazon oder Etsy zu gewinnen. Das Paar reist viel, sie treffen Freunde. Sie sind glücklich.

Andrij: »Ungefähr einen Monat vor dem Krieg sagte ein Kumpel: Andrij, ich habe das Gefühl, dass wir bald angegriffen werden. Ich fragte: Was für ein Idiot bist du denn? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Russland so ein Risiko eingehen würde. Ich habe mich geirrt.«

Alina: »Am Morgen des 24. Februar wurden wir vom Klingeln meines Handys geweckt. Eine Freundin war dran. Sie sagte: Wacht auf, in Kiew gibt es Explosionen. Wir verlassen die Stadt und das solltet ihr auch. Ich geriet in Panik. Ich wollte fliehen, den nächsten Bunker suchen, notfalls auch einfach losrennen. Andrij hielt mich zurück. Er sagte: Du legst dich jetzt zu mir ins Bett und beruhigst dich. Nach ein paar Minuten ging es mir besser, und wir konnten in Ruhe unsere Gedanken sortieren.«



Andrij: »Wir beschlossen, dass Alina mit meiner Mutter und meiner Schwester in die Zentralukraine fahren würde, nach Winnyzja. Meine Großeltern stammen von dort, meine Familie hat da eine Wohnung. Mein Vater und ich würden in Kiew bleiben, um die Stadt zu verteidigen.«

Alina: »Ich wollte Andrij überreden, mit uns zu kommen. Es war zwecklos. Er sagte: Ich gehe nirgendwohin. Das ist mein Zuhause und ich werde es beschützen.«

In den kommenden Wochen meldet Andrij sich freiwillig zum Kampf gegen Russland. Er stellt sich bei der Armee und bei der Territorialverteidigung vor, einer Art Bürgermiliz. Überall wird er abgelehnt, weil er keine Kriegserfahrung hat.

Alina: »Es ging ihm schlecht deshalb, er hatte eine richtige Depression. Ich erinnere mich, dass wir telefonierten, und Andrij erzählte, wie nutzlos er sich fühlte. Er arbeitete weiter von zu Hause für seine Firma, aber er fand, das sei alles sinnloser Müll. Ich wollte nicht, dass ihm etwas passiert. Aber mir war klar: Es wird ihm erst besser gehen, wenn die Armee ihn nimmt.«

Andrij: »Natürlich hatte ich Angst. In Frühjahr 2022 lebte ich mehrere Wochen allein in Kiew, jeden Tag gab es Luftalarm. Wohnhäuser wurden zerstört, Kinder starben. Ich dachte: Ich sehe meine Frau nie wieder, ich gehe hier drauf. Aber ich war auch wahnsinnig wütend. Was glauben diese verdammten Russen, wer sie sind? Wer gibt ihnen das Recht, in ein fremdes Land einzufallen und dort Leute abzuschlachten? Ich wollte, dass diese Banditen sich verpissen. Und, dass dieser Zirkus aufhört.«

Ein Freund erzählt Andrij, dass die ukrainische Armee in kleineren Städten noch Freiwillige suchen soll. Im April 2022 meldet er sich in Winnyzja zum Dienst – und wird genommen. Alina hat die Ukraine zu diesem Zeitpunkt verlassen: Sie flieht mit Andrijs Mutter und seiner Schwester nach Frankreich.

Alina: »Wir haben Bekannte in Lyon und Paris, bei denen kamen wir unter. Ich war die Einzige von uns Dreien, die Französisch konnte, und musste alles erledigen. Wir standen um fünf Uhr auf, um uns in irgendeiner Behördenschlange anzustellen, und wenn wir endlich dran waren, war die Sprechzeit oft schon vorbei. Am nächsten Tag ging alles von vorne los. Gleichzeitig habe ich mir immer Sorgen um Andrij gemacht.«

Andrij: »Ich wurde der Infanterie zugeteilt, also den Truppen, die zu Fuß unterwegs sind und mit Handfeuerwaffen kämpfen. Die Armee war damals ziemlich chaotisch, die Einheit bunt gemischt. Ein Kamerad war Sprengmeister, einer Kioskverkäufer, ein Dritter leitete normalerweise ein Start-up. Mein Zugführer war Alkoholiker. Er wurde zum Glück schnell versetzt.«

Andrij bekommt einen Granatwerfer ausgehändigt. Er lernt, Gebäude zu stürmen, und Verletzte zu verbinden. Lässt sich von Scharfschützen erklären, wie man aus der Distanz tötet. Wie alle Soldaten erhält auch Andrij einen Kampfnamen. Seine Kameraden nennen ihn: Apostel.

Andrij: »Gerechtigkeit und Moral sind mir wichtig: Ich ärgere mich, wenn jemand unfair behandelt wird. Ich habe mal Jura studiert, weil ich finde, dass Gesetze das Wichtigste in unserer Gesellschaft sind, sie bestimmen, was gut ist und was böse. Aber dann saß ich nur vor einem Haufen Papier – das war nichts für mich.«



Alina: »Als Andrij in der Armee genommen wurde, haben wir jeden Tag telefoniert. Ich hatte immer die Hoffnung, dass der Krieg endet, bevor er an die Front geschickt wird. Es kam leider anders.«

Andrij: »Eines Abends im Juni 2022, wir haben schon fast geschlafen, kamen plötzlich Gerüchte auf, dass es morgen losgeht. Alle wurden nervös, fingen an, ihre Sachen zu packen. Am nächsten Abend setzte man uns in einen Bus nach Osten. Wir fuhren mehrere Tage lang, zwischendurch schliefen wir in einer Schule und in einem Hotel. Ich wusste, dass unser Ziel Bachmut ist, aber ich war trotzdem ruhig. Ich hatte mich ja selbst gemeldet, um zu kämpfen, und jetzt passierte es eben. So ist das Leben, so ist der Sinn dieses Jobs.«

Alina: »Andrij hatte mir erzählt, dass er an die Front musste – aber nicht, wohin genau. Ich erinnere mich, dass ich ihn fragte: Kannst du nicht Nein sagen? Seine Antwort war: Klar, kann ich. Aber das werde ich nicht tun. Ich war nicht wütend deshalb. Ich hatte Angst, aber ich war auch stolz auf Andrij.«

Als Andrij in Bachmut ankommt, erfährt er, dass eine andere Einheit statt seiner aufs Schlachtfeld geschickt wurde.

Andrij: »Ich hatte Glück. Mit nichts als einer Handfeuerwaffe in den Krieg geworfen zu werden – das ist wirklich beschissen. Ich dachte: Das muss doch besser gehen. Damals tauchten bei uns die ersten Drohnen auf, aber niemand wusste, wie man sie benutzt. Ich sagte: Jetzt ist das Zeug schon mal da, also lasst es uns auch einsetzen!«

Der junge Soldat beginnt, mit den Drohnen zu trainieren, Kameraden darin auszubilden. Innerhalb kurzer Zeit gründet sich eine Einheit, zu deren Zugführer Andrij aufsteigt. Das dokumentieren Fotos.

Andrij: »Eins der größten Probleme an der Front ist die Kommunikation. Eine Gruppe Soldaten rückt vor – aber sie weiß nicht, was sich einen Kilometer weiter befindet, weil die Russen das Signal stören. Mit den Drohnen wurde das einfacher. Jeder Infanteriezug hatte einen eigenen Piloten, der sagen konnte: Jetzt nach rechts, seid da hinten vorsichtig, am besten, wir werfen eine Granate ab. Wir sind jeden Tag rausgefahren und haben Aufklärungsbilder erstellt. Ich fuhr natürlich mit.«

Alina: »Im September 2022 habe ich mich entschlossen, nach Kiew zurückzukehren. So konnte ich Andrij an der Front besuchen. Manchmal hatte er ein paar Tage Urlaub: Dann fuhr ich mit dem Bus in den Osten oder Norden der Ukraine, um ihn zu sehen. Wir haben uns in der nächsten Stadt ein Airbnb gemietet. Es war wunderschön, aber auch unberechenbar. Wenn Andrij fort musste, wusste ich nicht, ob ich ihn in einem Monat wiedersehe oder in sechs. Aber ein Teil von mir glaubte fest daran, dass ihm nichts passieren würde.«

Andrij: »Am 25. Mai 2023 hatte ich einen Auftrag in der Gegend von Saporischschja. Wir sollten nachts auf unsere Position, aber wir wurden aufgehalten und verspäteten uns. Als wir reingingen, war es bereits Morgen. Die Frontlinie war nah. Ich saß schon im Schützengraben, aber ich musste noch eine Drohne holen. Ich stand auf und streckte meine Arme über den Rand des Grabens. Das ist das Letzte, was ich weiß.«

Alina: »Andrij war zum letzten Mal gegen fünf Uhr morgens online gewesen. Meine Nachrichten kamen nicht durch, am Abend des 25. Mai war sein Handy immer noch aus. Dass er so lange nicht



erreichbar war, war ungewöhnlich. Aber ich verjagte den Gedanken. Ich sagte mir: Andrij ist bloß beschäftigt.

Der nächste Tag war ein Freitag, ich musste normal arbeiten. Ich saß vor meinem Laptop, da schrieb mir ein Freund, der auch Soldat ist, ob ich zu Hause sei. Als ich bejahte, sagte er, er stehe vor meiner Tür und müsse mit mir reden. Ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmt.«

Der Mann hat einen Militärpsychologen bei sich. Er überbringt Alina an diesem Tag zwei Nachrichten. Die gute: Andrij sei am Leben. Die schlechte: Er habe bei einem russischen Angriff beide Arme verloren und mindestens ein Auge. Ein Geschoss hat ihm mehrere Gliedmaßen abgerissen, seinen Kiefer, seine Nase und seine Augen zerfetzt. Andrij wird bei der Explosion so schlimm verletzt, dass seine Kameraden später sagen werden, sie hätten ihn für tot gehalten.

Alina: »Ich habe angefangen zu weinen. Ich fragte die Soldaten: Was heißt das, Andrij hat keine Arme mehr? Was geschieht nun mit ihm? Vieles wussten die Männer selbst nicht. Der Angriff war ja gerade erst passiert.

Ich wollte Andrij sofort sehen. Ich begann hastig, meinen Rucksack zu packen. Heute überrascht es mich, was ich mitgenommen habe. Ich habe zum Beispiel nicht an meinen Pass gedacht, dafür aber Make-up und Parfüm eingesteckt. Ich dachte: Vielleicht wacht Andrij auf, und dann will ich schön für ihn sein und gut riechen. Wie lächerlich mir das heute erscheint.

Vor meiner Abreise bin ich in die Kirche gegangen, sie liegt direkt neben unserem Haus. Ich habe eine Kerze angezündet und Gott gebeten: Bitte mach, dass Andrij überlebt. Und rette, was du von seinem Körper retten kannst.«

Andrij liegt zu jener Zeit im Koma, in einer Klinik in Saporischschja im Südosten der Ukraine. Alina kommt am 27. Mai gegen ein Uhr nachts dort an. Eigentlich ist die Besuchszeit beendet, aber die Ärzte erlauben ihr 20 Minuten mit ihrem Mann.

Alina: »Andrijs Gesicht war völlig einbandagiert, nur seine Haare schauten heraus. Am Hals, an der Brust und an den Armen hatte er riesige Wunden. Zwischen den Bandagen steckte ein Schlauch, über den er ernährt wurde.

Ich habe mich zu ihm gesetzt und mit ihm gesprochen. Ihm ins Ohr geflüstert, wie sehr ich ihn vermisst habe. Jetzt wird alles gut, habe ich gesagt, ich bin bei dir. Wir sind eine Familie. Das Wichtigste ist, dass wir zusammen sind.«

Andrij: »Sie konnte nicht wissen, dass ich zu dem Zeitpunkt völlig taub war. Ich habe ihre Worte nicht gehört. Aber ich habe gespürt, dass Alina da war.«

Drei Tage liegt Andrij im Koma. Die Ärzte kämpfen um sein Leben, rekonstruieren Teile seines Gehörs. Seine Augen aber sind zu schwer verletzt. Ende Mai erwacht Andrij in einer Klinik, blind und ohne Arme.

Andrij: »Stell dir vor, du wachst auf, aber alles ist schwarz. Du hörst, dass etwas um dich herum passiert, aber du kannst nicht sprechen – dein Mund ist verbunden. Du versuchst, deine Umgebung zu ertasten, aber es geht nicht, und du verstehst nicht, wieso. Es war ein Albtraum.



Ich habe Stimmen gehört, also wusste ich, dass jemand da ist. Meine einzige Chance, mich zu verständigen, war es, Buchstaben mit meinen Füßen in die Luft zu malen. Ich habe geschrieben: Wo bin ich? Was ist passiert?«

Alina: »Der Arzt hat Andrij erklärt, dass er bei einem Angriff verletzt wurde, und dass sie ihm die Arme amputieren und die Augäpfel entfernen mussten. Aber Andrij stand unter starken Schmerzmitteln, er hat es wohl nicht verstanden, oder wieder vergessen.«

Andrij: »Die ersten Wochen dachte ich, dass ich eine Bandage trage und deshalb nichts sehe. Im Juni wurde ich ins Krankenhaus nach Kiew verlegt. Dort sagte mir der Arzt: Andrij, Sie haben keine Augen mehr. Sie sind blind, und es gibt zurzeit keine Technologie, die das ändern könnte.«

Zwischen 20.000 und 50.000 Ukrainer haben einer Schätzung zufolge in diesem Krieg ihre Arme oder Beine verloren. Viele bekommen später Prothesen, dank denen sie ein vergleichsweise normales Leben führen. Aber Andrijs Fall ist komplizierter: Armprothesen nützen ihm kaum etwas, weil er nicht sieht, wonach er greift. Und Blinde orientieren sich oft auch mit den Händen – die Andrij nicht mehr hat.

Vermutlich wird der 27-Jährige ein Leben lang auf Unterstützung angewiesen sein: beim Essen, Trinken, bei dem Gang zur Toilette, jedem Weg zur Tür.

Andrij: »Ich bin in einer Höhle eingesperrt. Ich sehe nichts. Ich habe keine Arme mehr und kann mit den Händen nichts erfühlen. Mein Geruchssinn ist verloren. Auf dem einen Ohr höre ich zu siebzig Prozent, auf dem anderen nichts.

Am Anfang sagen dir alle: Das wird schon wieder, das ist nur temporär. Aber als ich den Arzt hörte, brach alles zusammen. Mir wurde klar, dass ich nie mehr das Lächeln meiner Frau sehen werde. Ich werde nie mehr ihre Hand halten, wenn ich einen Berg erklimme. Diese Momente des Glücks, die du aufbewahrst wie Perlen, die du niemandem zeigst, weil sie so wertvoll sind, dass du sie nicht zerkratzen willst – ich werde diese Momente nicht mehr erleben.

Ich erinnere mich, dass ich anfang zu weinen. Meine Freunde saßen an meinem Bett. Ich sagte zu ihnen: Ruft einen Arzt, ich will ein Schlafmittel. Gebt mir irgendwas, damit ich nicht mehr bin.«

Alina: »Die Trauer und Furcht, die ich in diesem Moment fühlte, sind schwer zu beschreiben. Ich bin auf Andrijs Stimmung angewiesen: Wenn es ihm gut geht, geht es auch mir gut. Wenn er betrübt ist, bin ich es auch. Aber an diesem Tag habe ich versucht, nicht zu verzweifeln. Ich habe mich neben Andrij ins Krankbett gelegt, ihn umarmt, damit er mich spürt. Ich sagte ihm: Wir werden das durchstehen, zusammen.«

Andrij: »Die Ärzte gaben mir ein Beruhigungsmittel, aber das machte es nur schlimmer. Ich hatte solche Schmerzen. Ich dachte, ich verliere den Verstand.

Seit ich nichts mehr sehe, stelle ich mir manchmal in der Dunkelheit eine Fackel vor. Sie steht für den Glauben an mich selbst, an meine Stärke. An diesem Tag wurde die Fackel immer kleiner. Irgendwann war sie so winzig, dass sie fast verschwand.

48 Stunden ging das so. Zwei Tage, in denen alles schwarz war, noch schwärzer als sonst. Und dann dachte ich plötzlich: Scheiß drauf. Scheiß auf die Berge, auf Karriere, auf alles. Ich bin am Leben, und das ist das Wichtigste. Ja, ich sehe nichts mehr, ja, ich habe keine Arme. Aber ich habe so viel anderes! Ich habe meinen Verstand, der funktioniert wie zuvor. Ich habe Freunde, meine

Eltern. Meine Frau. Ich habe die Fackel gepackt und sie so festgehalten, wie ich konnte. Als ich wieder zu mir kam, war Apostel tot. Und ich war neu geboren.«

Von da an beginnt Andrij, Pläne zu schmieden: Gibt es Ärzte auf der Welt, die daran arbeiten, Blinde wieder sehen zu lassen? Programme, die Kriegsversehrte finanziell unterstützen? Welcher Experte könnte sich sein Gehör ansehen, welcher seine Sehnerven?

Andrij diktiert Aufgaben, Alina erstellt Listen. Ruft an, wen ihr Mann sich wünscht. Während des Gesprächs mit dem SPIEGEL klingelt mehrfach ihr Telefon: Einmal ist ein Ohrenarzt dran, ein anderes Mal ein Spezialist für Augen.

Andrij: »Ich war vor dem Krieg ein Manager, und ich bin es noch immer. In meinem Kopf habe ich Zeitpläne und Grafiken, was ich alles schaffen will. Ich spreche zum Beispiel auf Konferenzen und erzähle, wie man als blinder Veteran lebt, und welche Unterstützung wir brauchen. Natürlich geht das nur, weil Alina mir hilft. Sie ist eine Heldin.«

Alina: »Ach Andrij, bitte sag so was nicht.«

Andrij: »Aber es stimmt.«

Seit Wochen lebt Alina bei ihrem Mann im Krankenhaus. Sie hat eine Auszeit von ihrem Job genommen, jetzt verbringt sie die Tage mit Andrij. Sie hilft ihm beim Anziehen und Waschen, füttert ihn mit dem Löffel und hält sein Glas, wenn er trinkt. Wenn sie abends um die Klinik spazieren gehen, umfasst Alina mit dem Arm seine Hüfte und führt ihn. Im Gespräch lehnt Andrij seinen Kopf manchmal instinktiv an Alinas Schulter: Er scheint zu spüren, wo jeder Teil ihres Körpers ist.

Alina: »Natürlich bin ich manchmal müde. Andrij sagt dann oft: Hau ab, geh nach Hause. Oder triff dich mit einer Freundin. Manchmal mache ich das für eine Stunde. Dann komme ich zu ihm zurück.

Ich war früher ehrgeizig und habe viel gearbeitet. Wenn ich abends einen Anruf von Kollegen verpasste, dachte ich, die Welt geht unter. Seit Andrij verletzt wurde, weiß ich: Das ist alles egal. Du erkennst, was wirklich wichtig ist. Ich habe zum Beispiel viel Wert auf mein Äußeres gelegt – das mache ich jetzt nicht mehr. Der einzige Mensch, für den ich schön sein möchte, sieht mich nicht.«

Andrij: »Alles Materielle rückt in den Hintergrund. Karriere, Geld – wen kümmert's? Egal, was noch passiert: Solange ich meine Frau habe, komme ich klar. Sie ist mein Glaube, sie ist mein Glück.«

Ende Juni postet Alina auf Instagram ein Bild von Andrijs Verletzungen, dazu ihre Bankdaten. Sie bittet um Spenden für seine Behandlung. Tausende Menschen kommentieren das Foto, Alina erhält unzählige Nachrichten.

Alina: »Ich bekomme so viele Zuschriften, dass ich es nicht schaffe, sie alle zu beantworten. Manche Menschen wollen nur ihr Beileid ausdrücken. Andere schreiben, sie wüssten von einem Arzt, der Andrij helfen könne. Neulich klingelte mein Handy und ein pensionierter Major der ukrainischen Armee war dran: Er hatte sich meine Nummer in einem Militärregister gezogen. Er wollte unbedingt erzählen, dass er Leute in den USA kenne, die Andrij möglicherweise behandeln können.«



Andrij: »Selbst mein Vater, der ein ziemlicher Griesgram sein kann, sagt: Seit er sieht, wie viel Unterstützung ich kriege, glaubt er wieder an die Menschheit. Meine Freunde haben mir eine Tastatur gebastelt, dank der ich mit den Füßen Notizen in mein Handy tippen kann. Eine Klassenkameradin, mit der ich zehn Jahre keinen Kontakt hatte, bringt mir nun alles vorbei, was ich brauche – egal, ob ein T-Shirt fehlt oder eine Flasche Wasser. Fremde schreiben mir: Halt durch, wir glauben an dich.

Ich weiß jetzt, dass ich mit meinem Einsatz nicht nur irgendwelche unbekanntenen Individuen geschützt habe. Sondern eine große Familie: die Ukraine. Ich bin blind, aber ich spüre die Wärme von Hunderten Menschen.«

Andrijs Einheit kämpft unterdessen an der Ostfront weiter. Die Gegenoffensive kommt nur langsam voran: Experten prophezeien einen Abnutzungskrieg, der Jahre dauern kann.

Andrij: »Ich bereue nicht, dass ich der Armee beigetreten bin. Ja, ich habe meine Arme verloren. Aber ich weiß, wofür ich es getan habe.

Jeden Tag sterben Jungs in der Schlacht, die genauso sind wie ich. Sie sind voller Kraft, haben Karrierepläne, Frauen, die auf sie warten – und dann ist es plötzlich vorbei. Sie geben ihr Leben für die Freiheit.

Wir sind es ihnen schuldig, den Kampf weiterzuführen, wir haben kein moralisches Recht, aufzugeben. Europa muss uns weiter unterstützen, und zwar nicht nur zu fünfzig Prozent, sondern zu hundert. Ja, es ist riskant, ja, es ist beängstigend. Aber es ist das einzig Richtige.«

Um 22 Uhr wird die Tür zu Andrijs Klinik abgeschlossen. Alina bringt ihren Mann ins Bett. Sie zieht ihm die Kleidung aus, wäscht ihn mit einem feuchten Tuch. Putzt ihm die Zähne. Legt sich neben ihn und kuschelt sich unter seinen rechten Arm, der nur noch ein Stumpf ist.

Alina: »Mein Leben hat sich verändert, aber meine Träume sind dieselben geblieben. Ich wünsche mir ein Haus, in dem Andrij und ich unser Nest bauen können. Wir wollen Kinder – am besten fünf. Und zwei Hunde! Ich möchte einen Dalmatiner, Andrij einen Weimaraner. Diese Rasse braucht viel Bewegung, und Andrij joggt gern. Ich denke, dass er es bald wieder kann.

Manche Menschen sagen, sie fänden es bewundernswert, dass ich bei Andrij bleibe. Ich verstehe das nicht. Er ist mein Mann, ich liebe ihn. In Freude und in Leid – so haben wir es einander versprochen. Und daran wird sich nie etwas ändern.«

Mitarbeit: Katja Lutska